

Tim J. Radde

Die rogodanischen Schriften

Band 1: Dämmerung des Widerstandes

Prolog

»Zu Beginn unserer Zeit erschuf der Eine Gott das Land, auf dem die Menschen leben. Wälder und weite Wiesen entstanden in der Mitte der riesigen Insel, umringt von einer unendlich wirkenden Wüste aus Sand und Gestein, durch welche ein einziger Fluss von den hohen Bergen bis zum Ruhigen Meer floss. Einige der Berge fingen an zu brennen, das Feuer schoss aus ihnen in den Himmel und erleuchtete die Gesteinslandschaft. Der Eine sah, dass sein Land ohne diese Feuerberge dunkel und kalt wurde, und brach den größten der brennenden Felsen aus der Erde. Er formte ihn zu einer riesigen Kugel und warf sie mit all seiner Kraft gen Himmel, wo diese eine Wolke traf und für alle Zeiten deren Platz einnehmen sollte. Sein einziger Sohn Balar sollte dafür sorgen, dass das Licht der Feuerkugel im ganzen Land zu sehen war, deshalb schickte ihn der Schöpfer in den Himmel, um den einstigen Berg zu bewegen und von dort über das göttliche Land zu wachen. Balar fühlte sich geehrt, diese wichtige Aufgabe erhalten zu haben, und begab sich sogleich auf seinen Weg. Seit diesem Tag bringt der Sohn des Einen Gottes all seine Kraft auf, um die Kugel vom Stürmischen Meer hinter das Schnelle Meer und zurückzubringen, um alle Menschen mit Licht und Wärme zu versorgen.«

Lukrim blickte von seinem vergilbten Buch mit dem braunen Umschlag hoch und suchte vergeblich nach seinem Enkelsohn, der am Anfang der Geschichte noch vor ihm gesessen hatte, mit großen Augen und einem Strahlen, wie es nur von Kindern ausgehen konnte.

»Jakor, wo steckst du schon wieder? Du wolltest doch die Geschichte von Balar und dem Licht hören!«, rief Lukrim mit einem Lächeln im Gesicht.

Der alte Mann konnte sich schon denken, wo sich der Bursche verkrochen hatte. *Dem kleinen Racker werde ich einen gehörigen Schrecken einjagen!* »Wo kann der Junge nur sein? Hier ist er nicht, dann werde ich mal in seinem Bett nachschauen.«

Die Stimme des Großvaters wurde immer leiser und Schritte entfernten sich vom Kamin. Gleich darauf lugte ein wuscheliger Kopf mit braunen Haaren unter einem kleinen Tisch neben dem Kaminsessel hervor, schaute nach rechts und nach links, traute sich langsam, aber sicher immer weiter aus seinem Versteck und flüsterte kaum hörbar: »Großvater? Großvater, wo gehst du hin? Großvater, ich habe Angst!«

Plötzlich tauchte vor den Augen von Jakor ein glühendes Kohlestück auf und er wurde von hinten gegriffen und in die Luft gezogen. »Balar kommt dich holen!«, donnerte Lukrim mit tiefer Stimme in die Ohren seines Enkels. Der Junge wusste nicht, wie ihm geschah, und fing an zu schreien und zu weinen wie ein Säugling nach der Geburt. Der Alte musste ihn auf den Schoß nehmen und beruhigen, damit Jakor überhaupt wieder sprechen konnte.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte er, noch immer mit bibbernder Stimme und laufender Nase.

Der ergraute Mann fuhr ihm durch die lockigen Haare und schaute ihn freundlich aber bestimmt an: »Mein Junge, du bist nun zehn Jahre alt, fast schon ein halber Mann, da darfst du keine Angst mehr vor Geschichten haben. Schon gar nicht vor Geschichten, die deine eigenen Vorfahren geschrieben haben, um die Menschen von ihren Problemen abzulenken und damit Geld zu verdienen. Auch wenn niemand weiß, dass wir deren Nachkommen sind.«

Jakor trocknete seine Tränen mit dem Ärmel seines feinen Hemdes, er versuchte, für seinen Großvater stark und mutig zu wirken. »Ich verspreche dir, dass ich mich nicht mehr vor Geschichten fürchten werde, Großvater. Aber ...«, zögerte er.

»Aber was, mein Junge?«

»Ist die Geschichte denn nun wahr oder nicht? Und wenn sie wahr ist, kann nicht der Feuerberg am Himmel Feuer auf uns herunterfallen lassen?«

Lukrim überlegte kurz und schaute auf das große Buch, aus dem er seinem Enkel vorgelesen hatte. »Mein Urgroßvater hat dieses Buch geschrieben, weil er fest davon überzeugt war, dass ihm der Eine Gott begegnet ist. Er hat es durch das

ganze Königreich getragen und jedem davon erzählt, der es hören wollte. Er konnte die Mengen begeistern wie es nicht einmal Herrscher vermögen. Immer mehr Leute sind ihm auf seiner Reise durch das Königreich gefolgt, Händler und Reisende haben sein Buch in die anderen Regionen gebracht, sogar in die Berge im Norden und die des Ruhigen Meers. Ein Kult um den Einen ist entstanden, der alle anderen Religionen und Götter einfach in Vergessenheit geraten ließ. In unserem Reich und in den umliegenden Provinzen gibt es kaum noch Anhänger eines anderen Glaubens. Ob die Geschichte wahr ist oder nicht, kann ich dir nicht beantworten. Deine Großmutter glaubt daran, deine Eltern und Geschwister tun es, du kannst das auch tun, es ist deine Entscheidung. Aber eines kann ich dir versprechen, der sogenannte Feuerberg, unsere Sonne, wird kein Feuer auf uns regnen lassen, da kannst du dir sicher sein.«

Lukrim nahm den Jungen in den Arm und stellte ihn wieder auf den Boden. »Jetzt habe ich dir für den Moment genug erzählt, ich werde müde. Lauf zu deiner Mutter in die Küche und hilf ihr beim Abendessen.«

»Ja, Großvater«, sagte Jakor, mit dem gleichen Strahlen im Gesicht wie vor der Geschichte. Er lief zur Tür, blieb aber kurz dahinter stehen und drehte sich zu dem alten Mann um. »Großvater, du hast gesagt alle in unserer Familie glauben an den Einen, aber du hast nicht gesagt, dass du an ihn glaubst. Tust du das?«

Lukrim zog nachdenklich an seinem Bart. »Du hast gut zugehört, Jakor, das hat dein Vater auch immer gemacht, als er in deinem Alter war.« Der Junge freute sich darüber, mit seinem Vater verglichen zu werden. »Ich selbst glaube nicht, dass es den Einen Gott ...«, fing er seine Antwort an, als es laut an der Eingangstür klopfte. Jemand schlug dagegen, dass das Holz in den Angeln tanzte. *„Zum Glück, sonst hätte der Junge mich mit weiteren Fragen durchlöchert und wissen wollen, warum ich nicht an diesen Gott glaube. Ich sollte mir etwas Gutes überlegen, damit er keine weiteren Fragen stellt, auf die er keine*

Antworten haben will', dachte Lukrim. »Jakor, würdest du so freundlich sein und nachsehen, wer an der Tür ist?«

Kaum hatte er den Satz zu Ende gesprochen, war der Junge schon losgelaufen. »Ja, Großvater!«, rief er noch, als er schon um die Ecke verschwunden war. *So ein lieber Junge, er ist mir der Liebste in diesem Haus.* Lukrim hörte erst einen fremden Mann reden, danach einen anderen Mann, dessen Stimme ihm bekannt vorkam, er jedoch nicht wusste, woher. Jakor sagte zu ihnen, dass sie ihm in das Arbeitszimmer folgen sollten.

»Großvater, da sind vier Männer der Stadtwache und ein Mann, der sich anhört wie ...«, erklärte der Junge, als er das Zimmer wieder betrat, dicht gefolgt von einem Mann in schwerer Rüstung und einem roten Umhang, einem Mann der Stadtwache.

Jakor hörte jedoch urplötzlich auf zu sprechen, schaute völlig verwundert und drehte seinen Kopf langsam zu der Stadtwache um, nur um sich wieder zu drehen und seinen Großvater abwesend anzusehen. Sein Strahlen war aus dem Gesicht verschwunden, er hatte alles Kindliche verloren. Mit einem Ruck und einem unerträglichen Geräusch bohrte sich die Lanze des Mannes durch den Bauch des Kindes, dessen Hände wie gesteuert zu der blutverschmierten Spitze gingen, ungläubig, dass diese gerade aus seinem Bauch gekommen sein sollte. Kaum hatten seine Hände das Metall erreicht, zog der Mann die Lanze wieder heraus und trat sein Opfer zu Boden. Wie aus einem zerbrochenen Glas lief das Blut aus der Wunde auf den Boden, den ganzen Weg bis zu Lukrims Fuß. Als die Lache diesen berührte, betrat ein zweiter Mann den Raum. Er trug keine Rüstung, sondern ein langes, schwarzes Gewand mit einer Kapuze, die sein Gesicht fast vollständig bedeckte, nur der Mund war zu sehen.

Das alles war so schnell gegangen, dass Lukrim nicht in der Lage war, irgendetwas zu unternehmen. Er konnte sich nicht bewegen, konnte nicht schreien, nichts wahrnehmen außer dem Knistern des Kamins und seinen blutgetränkten Schuh. Die Stimme des zweiten Mannes ertönte erneut, der

alte Mann vernahm nur das Geräusch, das die Worte machten, verstehen konnte er sie nicht, die Töne ergaben keinen Sinn, er kannte das Geräusch, hatte es vor Jahren oft gehört, danach nur noch selten, konnte es aber nicht zuordnen. Er richtete seinen Kopf langsam nach oben, schloss seine Augen schnell, als er die lockigen braunen Haare sah, die in einem Bach aus weinroter Flüssigkeit lagen, die er nicht erkennen wollte, da er ihre Bedeutung kannte. Er öffnete seine Augen erst wieder, als diese genau auf den Mund gerichtet waren. Die Lippen wurden klar, auch das, was sie formten. Alles andere war wie durch einen Schleier verdeckt, Lukrim konnte nur noch Schemen erkennen.

»Komm mit uns, Lukrim Rogodan, und mein ergebener Diener wird dem Jungen ein schnelles, schmerzloses Ende bereiten.«

Der Alte stand ohne zu zögern auf und ging an seinem Enkelsohn vorbei, seinen Blick weiter auf die Lippen gerichtet. »Bist du der, für den ich dich halte?«, fragte er, langsam und vollkommen gefühllos.

»Ja, der bin ich«, sagte der Mann und schob dabei seine Kapuze nach hinten, als Beweis seiner Identität.

Lukrim wusste, was das zu bedeuten hatte und auch, weshalb man ihn mitnahm und nicht tötete. Er wandte seinen Blick ab und schaute nur auf die Lippen, um seine Angst vor seinem Gegenüber zu verbergen. Der Mann versteckte sein Gesicht erneut hinter dem schwarzen Stoff und ging aus dem Raum, gefolgt von Lukrim. Die Wache ging auf ein Knie und nahm den Kopf des Kindes in die eine, die Schulter in die andere Hand und drehte in entgegengesetzte Richtungen. Danach stand er auf und ging zu dem Kamin. Mit der Lanze stach er in ein großes Stück Holz und holte es aus dem Feuer. Von dem Tisch, unter dem sich Jakor zuvor versteckt hatte, nahm der Mann der Stadtwache das Buch mit dem braunen Umschlag in seine freie Hand.

Von diesen Geschehnissen erfuhr Lukrim nichts mehr, auch vernahm er nicht die Schreie seiner restlichen Familie, als sie in ihrem Haus eingesperrt und dieses angezündet

wurde. Doch er wusste von ihnen. Er war auf dem Weg von seinem Haus in Richtung eines Wagens, vor ihm der Mann im schwarzen Gewand und hinter ihm eine andere Wache. Seine Gedanken waren bei Jakor und dessen Angst vor dem Feuerberg. *Ich danke dir, dass er nicht verbrannt ist, Sylphion.*

Hauptstadt Jerobina

Die Sonne schien an diesem Tag besonders hell und lang in der Hauptstadt. Auf den Straßen sah man niemanden, der kein Tuch um den Kopf gebunden hatte, um sich vor der Hitze zu schützen. Die Heilstätten waren überfüllt und die Wasservorräte beinahe aufgebraucht.

Pensa lag unter einer steinernen Bank, unter der sie ausgestreckt genug Platz hatte. Sie hatte ihre Kleidung, die nur aus grauen Lumpen bestand, hochgezogen und verknötet, trotzdem war sie schweißgetränkt und vom Schmutz der Straßen verdreckt. Ihre Schuhe hatte sie schon vor Stunden für einen Schluck Wasser verkauft, da der öffentliche Brunnen geschlossen und von den Roten Umhängen streng bewacht wurde. Ursprünglich wollte sie sich nur kurz ausruhen und nicht mehr in der brennenden Sonne herumlaufen, da sie heute für ihre Geschwister betteln musste und bis jetzt erst fünf Bronzekronen ergattern konnte. Das hielt Pensa jedoch nicht davon ab weiterzumachen und für ihre Brüder zu sorgen. Jedes Mal, wenn jemand an ihrer Bank vorbeiging, fing sie an zu husten und zu würgen, sodass sich die Leute sorgenvoll zu ihr runter beugten um sie nach ihrem Befinden zu fragen. Während Pensa ihnen versicherte, dass sie nur zu viel Staub eingeatmet hatte und es ihr sicher gleich wieder bessergehen würde, stahl sich Anado, ihr Nachbar und bester Freund an die Opfer heran und zog ihnen die Geldbeutel aus den Taschen oder die Einkäufe aus den geflochtenen Körben, die in der Stadt jeder besaß. Er war darin so geübt, dass die Leute keinen Verdacht schöpften, da sie ihn weder hörten noch sahen, alles geschah in einer kaum merklichen Bewegung, und so schnell er aufgetaucht war, verschwand er wieder.

Pensa hielt sich für die bessere Taschendiebin, jedoch war sie der wirksamere Köder als er. Sie war trotz ihrer ungepflegten, dunklen Haare und ihrer verschlissenen Lumpen eine wirklich schöne junge Frau, für die die vorübereilenden Leute lieber anhielten als für einen zu kleingerateten Mann

mit schütterem Haar und einer so großen Nase, wie sie im ganzen Reich nur wenige hatten. Das alles war dem Mädchen egal, Anado war nett zu ihr und gab ihr immer mehr von den gestohlenen Sachen, da er auch Pensas Geschwistern helfen wollte, für die er wie ein Onkel war. Dass dieser Zwerg schon vierzig Winter gesehen hatte, konnten Unbekannte nicht begreifen.

Heute hatte dieses ungleiche Paar wenig Glück mit der Ausbeute, nicht viele wollten sich länger als nötig in der brennendheißen Sonne aufhalten, sodass der Großteil der einkaufenden Bevölkerung an der grauen Bank und der röchelnden Pensa vorbeieilte. Nach einiger Zeit setzte sich Anado auf den Schattenspender, die Beine angewinkelt, um sich so gut wie möglich vor den quälenden Strahlen zu schützen.

»Und, was haben wir?«, fragte Pensa mürrisch, sie hätte gern noch weitergemacht, da die kleinsten ihrer Brüder schon lange nicht mehr satt zu Bett gegangen waren und schon sehr schwächlich aussahen. Die kleinen Zwillinge Den und Laka passten bereits zusammen nur noch in eines der Hemden ihres Vaters.

»Ich habe fünf Äpfel und drei Birnen ergattern können. Die Äpfel darfst du haben, ich lege keinen Wert darauf und ich weiß genau wie gern Firo sie isst. Den Laib Brot teilen wir, jeder bekommt zwei Zwiebeln und die Bronzemünzen darfst du behalten, davon habe ich ganze zehn in einem Geldbeutel gefunden! Klingt das gerecht für dich? Pensa?«

Anado nahm die Beine von der Bank und beugte sich so weit vor wie er konnte, um darunter schauen zu können. So wie er das Mädchen kannte, feilschte sie sofort nach seinem Angebot los.

Diese hatte sich währenddessen behände auf die Steinplatte geschwungen und stand hinter ihm, in Wahrheit, um ihn zu erschrecken und zu ärgern. Als sie jedoch auf seinen Hals sah, erkannte sie etwas Ungewöhnliches. »Was ist das um deinen Hals? Das habe ich noch nie an dir gesehen!«

Noch bevor sich der Kleinwüchsige umdrehen konnte, schob das Mädchen ihren Zeigefinger unter die braune Kordel, zog sie mit einer Bewegung nach oben und von Anado weg nach vorn, um den Gegenstand am Ende der Kordel zu erhaschen. »Finger weg, das ist mein Eigentum!«, versuchte der Mann sie noch aufzuhalten, aber es war zu spät. Pensa hatte wirklich flinke Finger.

Sie ließ ihren Fang zu ihr zurückschnellen und fing einen samteneu Beutel auf, der einen Namen eingestickt hatte, den sie nicht kannte. »Vakor Stw«, las sie vor. »Das bist weder du noch könntest du dir jemals einen so teuren Beutel leisten! Wem hast du den abgenommen und warum wolltest du mir nicht davon erzählen?«

Anado versuchte vergeblich, ihr den Beutel abzunehmen, doch die junge Frau wich seinem Griff geschmeidig aus, sie tanzte immer wieder von ihm weg, wenn sie ihn zu nah an sich herankommen hatte lassen. »Hör auf, Pensa, ich bitte dich!«, keuchte er außer Atem, sein Gesicht rot und das Kopftuch halb von diesem heruntergerutscht nach der Jagd. Er hatte aufgehört, sie zu verfolgen, sondern streckte seinen kurzen Arm aus und hielt die schmutzige Hand geöffnet.

Neugierig, wie sie war, öffnete sie den Beutel, zog die goldenen Stricke auseinander und ließ den Inhalt auf ihre Hand fallen. Sie traute ihren Augen nicht. Zwischen den vielen Silberlingen, die für ärmere Leute wie Pensa und Anado ein Vermögen bedeuteten, rollte auch eine goldene Königsmünze aus dem lilafarbenen Beutel.

»Im Namen des Einen! Wir sind reich! Wir sind reich!«, rief sie aufgereggt wie ein kleines Kind immer wieder, ohne auf ihren Komplizen zu achten, der versuchte, sie zu beruhigen.

»Wirst du wohl leiser sein? Soll dich einer der roten Umhänge hören? Sie werden uns mit Sicherheit nicht glauben, dass wir den Beutel auf der Straße gefunden haben, geschweige denn, dass er uns gehört! Für so etwas kommen wir in die Kerker!«, redete der Mann beruhigend auf sie ein. »Ge-

nau deshalb wollte ich dir davon nicht hier erzählen, aber du konntest mal wieder nicht warten, was?«

Anado konnte ihr nicht lange böse sein, zu sehr hatte er sie lieb gewonnen. Er kannte Pensa und ihre Familie schon lange Zeit, keiner von ihnen hatte ihn jemals anders behandelt, nur weil er klein und hässlich war, ganz besonders Pensa nicht. Viele Jahre hatte er sie fast als Tochter gesehen, in dieser Zeit hatte sie sich jedoch zu einer jungen Frau entwickelt, der jeder Mann sofort verfiel, wenn er sie sah. Der Zwerg hatte so lange versucht, sich dagegen zu wehren, wie er nur konnte, war aber gescheitert, für ihn war sie nun auch dieses bezaubernde Wesen und nicht mehr das kleine Mädchen, welches ihm immer Essen gebracht hatte, wenn er wieder mal hungern musste.

»Pensa?«

Anado schaute sich fragend um, das Mädchen war wieder verschwunden. Er sah sie, wie sie gerade um die Ecke in Richtung ihrer Straße abbog, den Beutel mit dem kleinen Vermögen in die Luft werfend und ein Siegeslied singend. Der kleine Mann eilte ihr hinterher, gleichwohl um sie als auch um sich selbst besorgt, da zu dieser Zeit die Straßen leerer wurden und nicht mehr nur die gesetzestreuen Bürger unterwegs waren, was die Zahl der Wachen erhöhte, von denen er keiner begegnen wollte. Er bog um die Ecke in die Seitengasse ein, in der es nur eine kleine Spelunke gab. Dort trafen sich die Arbeiter abends, um sich dem Alkohol und den Würfeln hinzugeben und Durchreisende nahmen sich hier ein Quartier.

An den meisten Tagen sah man hier keinen der Roten, doch dieser Tag war anders und Anado stockte der Atem, als er sah, dass drei Stadtwachen auf direktem Weg Richtung Pensa schritten. Er beschleunigte seine Schritte, um vor ihnen bei ihr zu sein. Pensa schien die Gefahr noch nicht bemerkt zu haben, da sie nicht anhielt, sondern auf die Männer zugeing, weiterhin mit dem Beutel spielend. Sie war manchmal doch noch ein naives Mädchen. Als sie ihn erneut hochwarf,

schnappte der Kleinwüchsige ihn ihr vor der Nase weg, nur um ihn einzustecken, bevor sie auf die Wachen trafen.

»Was wird das, Zwerg, bestiehlst du etwa dieses Mädchen?«, rief einer der drei Männer, mit Armen wie Baumstämme und im Vergleich zu Anado ein Riese. Der blickte seine Freundin für einen Moment an, seine Augen wirkten entschuldigend und traurig.

»Ich soll sie bestehlen? Hier liegt ein Missverständnis vor, Herr. Sie hat mich bestohlen!«

Pensa wollte ihren Ohren nicht trauen, doch dann ging alles sehr schnell. Der kleinwüchsige Mann ging in die Hocke, nahm eine Hand voll Sand auf, der auf den Nebenstraßen lag und warf ihn dem Wachmann ins Gesicht. Gleichzeitig lief er gebückt los und entwischte durch die Beine des viel größeren Mannes, bevor sich dieser überhaupt ins Gesicht fassen konnte. Die anderen beiden waren so perplex, dass sie nicht reagierten und sich nur langsam umdrehten. Der Riese fluchte, seine Augen brannten schmerzhaft.

»Worauf wartet ihr zwei Idioten, hinterher!«

Ihre Schwerter gezückt begaben sie sich auf die Verfolgung. Pensa stand mit offenem Mund immer noch vor der Wache mit dem roten Umhang, der auf ein Knie gesunken weiterhin versuchte, die brennenden Sandkörner aus den Augen zu bekommen.

»Wenn ich wieder sehen kann, kümmere ich mich um dich, Weib, du bist doch seine Komplizin!«

Das Mädchen überlegte nicht lange und lief los, nicht in Richtung ihres Zuhauses, sondern dahin, woher sie gekommen war, raus aus der Gasse und weg von diesem Albtraum. Nach den ersten Metern hörte sie einen fürchterlichen Knall, der Schmerz setzte erst danach ein. Nach unten schauend bemerkte sie, dass sich das Ende einer Peitsche um ihren nackten Fuß gewickelt hatte, die Stacheln der Waffe bohrten sich in ihr Fleisch und sie schrie auf, vor Schreck und vor Schmerz.

»Na, na, na, wo willst du denn hin?«

Der Wachmann hatte sich aufgerichtet und zog nun an seiner Peitsche, um Pensa einzuholen wie ein Fischer seinen Fang. Die junge Frau wurde mit dem Gesicht im Dreck zurückgezogen, kleine Steine schnitten ihre Haut am ganzen Körper auf, mit jedem Ruck fraßen sich die kleinen Metallspitzen weiter in ihren Fuß. Als sie nah genug war, stoppte der Mann.

»Für den Fluchtversuch vor einem Mitglied der Stadtwa-
che sollte ich dich verprügeln, aber so ein schönes Gesicht
will ich nicht verunstalten, davon hätte doch niemand et-
was.«

Mit langsamen Schritten näherte er sich dem Mädchen und beugte sich über sie, in der Rechten die Peitsche fest im Griff. Ein brutales Lächeln breitete sich über sein Gesicht aus, die eisernen dunkelbraunen Augen rot vom Sand. »Da ich dich nicht mit Gewalt bestrafen will, werde ich das anders vornehmen müssen. Wollen wir doch mal sehen, wie du unter deinen Lumpen aussiehst. Ich wette, dein Körper passt zu deinem Gesicht.«

Er nahm den Griff seiner Peitsche und steckte ihn durch seinen Gürtel, um beide Hände freizuhaben, ohne zu riskieren, dass die junge Frau entkommen könnte. Wie in Zeitlupe sah Pensa die Hände des Roten auf sich zukommen, sie fühlte sich ihrem Körper nicht zugehörig, als ob sie neben dem Geschehen stehen und alles nur beobachten würde. Das Zerreißen ihrer Kleidung nahm sie nur gedämpft wahr, ihre Wunden spürte sie kaum, alles war so surreal.

Sie erinnerte sich an die Worte ihres Vaters, nachdem sie eines Abends wieder einmal sehr spät nach Hause gekommen war. Er sagte ihr damals, dass sie eines Tages einem Mann begegnen würde, der ihr wegen ihrer Schönheit schreckliche Dinge antun würde. Sie schüttelte damals den Kopf und lachte, sie sei viel schneller als jeder Mann, sie würde höchstens diesem wehtun. Wie sehr sie im Unrecht gewesen war. Ein plötzlicher Aufschrei riss sie aus ihren Gedanken und brachte sie zurück in die Wirklichkeit.

Die Schmerzen waren sofort wieder zu spüren, wie der alkoholgetränkte Atem des Schänders auf ihrer Haut, ein Geruch, den sie nicht so fürchterlich in Erinnerung gehabt hatte. Sie fühlte seine Hände auf ihren Brüsten, doch sein Griff hatte sich verkrampft. Als sie wagte, ihre Augen zu öffnen, sah sie, dass das Lächeln aus dem Gesicht des Mannes verschwunden war, es war einer schmerzverzerrten Fratze gewichen. Sie blickte an seinem Kopf vorbei und sah den Griff eines Messers aus dem Schulterblatt der Stadtwache ragen. Dieses Mal reagierte sie so schnell wie sie konnte. Sie zog den Griff der Peitsche zwischen Gürtel und Hose hervor, trat mit ihrem unverletzten Fuß mit aller Kraft nach vorn, um sich aus der Klammer zu befreien. Der Wachmann fiel nach hinten, was das Messer nur noch tiefer in den Rücken stieß. Pensa stand auf, ihr Gewicht auf den rechten Fuß lagernd und begann, weg zu humpeln.

An der Ecke zur Hauptstraße angekommen, traute sie sich, einen Blick nach hinten zu werfen. Ein ihr unbekannter Mann, ähnlich gebaut wie der widerliche Rote stand vor diesem, das Gesicht von einer schwarzen Kapuze verdeckt. Still dankte sie ihrem Retter, hatte er sie doch vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt. Erst jetzt bemerkte sie, dass sie nicht bedeckt war. Pensa wollte keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, vor allem nicht die der anderen Roten, daher verknotete sie ihre Lumpen vorn, sodass ihre Brust nicht mehr zu sehen war. Danach begann sie den Lederriemen von ihrem Fuß loszuwickeln und die Stacheln vorsichtig herauszuziehen. Den Fuß umwickelte sie mit dem Tuch, das sie um den Kopf getragen hatte. Ein letztes Mal blickte sie zu den beiden Männern, die sich scheinbar nicht von der Stelle bewegt hatten. Der Messerwerfer begann gerade zu reden.

»Vakor, ich wusste schon immer, dass du ein Unmensch bist.«

Doch Pensa hörte dies bereits nicht mehr, sie war um die Ecke gebogen und begab sich auf einem anderen Weg in Richtung ihres Hauses. Sie hoffte, dass der sicher sein würde. In Gedanken war sie bei ihrem Vater und ihren Geschwistern.

Und bei Anado. Der gute Anado, der sie nur beschützen wollte. Ob er gefasst worden war? Das wusste nur der Eine. Sie betete für ihn.



Es war ein heißer Tag in Jerobina gewesen. Die brennende Sonne ging gerade unter, das zurückhaltende Markttreiben im Stadtzentrum war beinahe vorüber, die letzten Stände wurden gerade von ihren Besitzern abgebaut, da auch die der Hitze trotzen Bewohner in der Abenddämmerung keine Besorgungen mehr erledigen wollten. Die Seitenstraßen der großen Stadt waren wie leergefegt, mit steigender Dunkelheit traute sich kaum eine Menschenseele in die unbeleuchteten Gassen, da die Angst vor Diebstählen oder den aggressiven Stadtwachen sehr groß war, schon viele hatten ihre Münzen oder Zähne verloren.

Das einzige Licht, das den Weg zum Hintereingang der billigsten Absteige der Stadt ein wenig erhellte, kam aus dem Fenster des Schankraumes, aus dem leise Gesänge auf die Straße drangen, der Übernachtungsplatz war gleichzeitig auch ein sehr beliebter Ort für Trinker und leichte Frauen, die sich hier zu ihrem geringen Lohn noch die ein oder andere Münze dazuverdienen konnten.

Im Schatten des Müllberges des Gasthauses lag eine Gestalt, ohne genaueres Hinsehen hätte sie jeder für einen Betrunkenen gehalten, der schon vor Mitternacht zu tief in sein Glas geschaut hatte und seinen Rausch ausschlafen wollte. Würde sich jemand für ihn interessieren, so würde diese Person feststellen, dass der Körper zahlreiche Schnitte aufwies, die mit Sicherheit nicht von einer Kneipenschlägerei stammen konnten, in der Seite des Mannes steckte ein Pfeilschaft, die große Blutlache wurde von der Dunkelheit und seinem Schatten gefressen.

Plötzlich schlug der Mann jedoch die Augen auf und sah für Bruchteile einer Sekunde ein weißes Licht, das auf ihn zuschoss und in ihn fuhr. Er schloss seine Augen so schnell,

wie er sie geöffnet hatte und bemerkte nicht mehr, wie sich sein Körper in die Luft erhob und auf einen Schatten am anderen Ende der Gasse zu schwebte.

Dieser Tag war für die meisten Bewohner von Jerobina wie jeder andere gewesen, jedoch nicht für diesen Mann. Sein Name war Endrael.

Der Ritt nach Jerobina war angenehmer gewesen als die meisten Reisen zuvor, da Endrael bisher fast ausschließlich den nördlichen Teil des Landes gesehen hatte, in welchem sogar der Sommer kälter war als der Winter des südlichen Gebietes. Daher kam es dem jungen Mann gelegen, endlich einmal etwas anderes als weißen Matsch zu sehen.

Etwas Gutes hatte sein Leben in der Kälte mit sich gebracht, denn Endrael war so weniger anfällig für Krankheiten, die in den anderen Teilen des Landes üblich waren, wo viele Bewohner schwächlich waren. Die drückende Hitze, die, je näher das Gespann der Hauptstadt kam, immer unerträglicher wurde, war jedoch eine völlig neue Erfahrung für den jungen Mann. Sein Lehrmeister aber kannte dieses Wetter aus seiner Vergangenheit und beschwerte sich nicht wie sein Schüler. Er meinte, sie wären nur lästig und nichts im Vergleich zu Schneefall, welcher das Land immerhin verschönerte und weniger trostlos zeigte. Viel schlimmer fand der Recke Regenschauer, die sie auf der langen Reise ebenfalls ertragen mussten. Der ältere Krieger hielt allgemein nicht sehr viel von Wasser, jeden See hatten sie gemieden und sogar Brücken wurden umritten, wenn es möglich war. Doch auch Gebirge wurden von ihm gehasst, am liebsten wollte er auf jeder Reise nur durch die Lüfte fliegen und die Erde unter ihnen hinter sich lassen. Wenn sein Schüler ihn allerdings fragte, wie das möglich sein sollte, antwortete der Meister nie und wechselte das Thema oder verstummte ganz. Endrael dachte sich nichts dabei, war sein Lehrer doch schon immer eher schweigsam gewesen und verabscheute alles außer Schnee, Luft und dem Kampf.

Jedoch gab es da noch eine Sache, die dem ungefähr fünfzig Jahre alten Mann, der sich seit der ersten Begegnung mit

seinem Schüler nicht verändert hatte und kaum älter wurde, wichtig war: Menschen. Auch wenn er es nicht zugeben wollte, in seinen Augen sah der junge Mann, wie sehr es seinem Meister missfiel, Leid und Ungerechtigkeit zu sehen. Er half jeder alten Frau mit ihren Einkäufen auf dem Markt und gab jedem Bettler Essen von seinen eigenen knappen Rationen. Endrael bewunderte diese Eigenschaft und versuchte, sie zu übernehmen und es ihm gleich zu tun. Menschlichkeit war auch die erste Lektion, die der junge Mann in seiner nun schon knapp zehnjährigen Ausbildung gelernt hatte. Es war ein Grundpfeiler gewesen, alles was er wusste, baute darauf auf. Oftmals fragte sich Endrael jedoch, wie ihn sein Meister vor all den langen Jahren gefunden hatte.

Er war in einem Kloster aufgewachsen, wo er vor fast zwanzig Jahren zur Welt gekommen war. Die Mönche hatten ihm häufig von den Umständen seiner Geburt erzählt. Seine Mutter war eines verschneiten Wintertages in das Kloster außerhalb der Stadt Camajira gekommen, hochschwanger und allein, nur in einen Wintermantel gehüllt und mit einem seltsam aussehenden Ring am Finger, dessen Zeichen die Gottesdiener nicht kannten. Sie hatte nach einem Raum gefragt, wo sie ihr Kind geschützt gebären konnte.

- Damals -

Der Vorsteher des Klosters, Bruder Antar, zögerte keine Sekunde, der geschwächten Frau zu helfen. Er führte sie in sein Zimmer, welches nur einen Tisch, einen klapprigen Stuhl und eine unbequeme Pritsche beinhaltete, und half ihr bei der Geburt, die keine Stunde mehr hätte aufgeschoben werden können. Als die Frau kurze Zeit später ihren Sohn in den Armen hielt, sagte sie zu Antar nur: »Nennt ihn Endrael.«

Antar wollte noch fragen, warum sie ihn so nennen sollten und wie ihr Name lautete, da er dies wegen der Dringlichkeit der Geburt vergessen hatte, aber die erschöpfte Mutter schlief sofort ein. Ihr Sohn, den der Mönch zuvor gewaschen hatte, hatte seine Augen noch immer geschlossen. Der

Vorsteher wollte der kleinen Familie die wohlverdiente Ruhe gönnen und verließ leise den Raum und erzählte seinen Brüdern von dem Ereignis.

Stunden und einige Krüge ihres selbstgebrauten Bieres später wollte Antar nach Mutter und Kind sehen, erinnerte sich jedoch nicht, dass er die Tür von außen abgeschlossen hatte, damit niemand die beiden wecken konnte. Verärgert über seinen Fehler, aber gleichzeitig auch vom Alkohol angeheitert, suchte er den Zimmerschlüssel und öffnete leise die schwere Holztür. Im hellen Vollmondschein, der den Innenhof des Klosters aufgrund des hohen Schnees vollkommen weiß wirken ließ, sah er in seinen Schlafräum, wo er leises Weinen vernahm. Als er langsam in das Zimmer eintrat, sah er nur den Säugling, von dessen Mutter fehlte jede Spur. Verwirrt und durch das Bier seinen Augen misstrauend, entzündete Antar die auf dem Tisch stehende Kerze, um genug sehen zu können.

»Im Namen des ...«, entfuhr es ihm, seine Augen hatten ihn tatsächlich nicht getäuscht, nur Endrael lag auf der Pritsche, eingewickelt in Tücher und die dünne Bettdecke, völlig allein. Aber wie konnte dies sein? Der Priester war sicher, dass niemand anderes einen Schlüssel zu seinem Zimmer besaß, er war immerhin der Vorsteher, nur er konnte alle Räume der anderen Priester betreten. Wie also konnte es die Frau geschafft haben, die Tür zu überwinden? Und vor allem, wozu? Sie hatte gerade einen Sohn entbunden, warum sollte sie spurlos verschwinden und das Kind zurücklassen? Diese Fragen bereiteten Antar Kopfschmerzen, er nahm Endrael auf den Arm und beruhigte ihn, so gut er konnte. Danach begab er sich in die nicht weit entfernte Küche, in der viele Bewohner noch am Feuer saßen und tranken, es war immerhin die kälteste Nacht des Jahres und der Ofen und das Bier hielten warm. Er schritt zur Tür und hörte auch schon gleich den Ruf.

»Da ist er ja wieder, unser Geburtshelfer! Antar, setz dich zu uns und erzähle erneut, wie die Frau ohne Kleider

aussieht, diesen Anblick wird keiner von uns jemals wieder genießen können!«

Barturiok war aufgestanden, an diesem Abend einer der Betrunkesten, im besten Mannesalter, den Kopf ganz kahl rasiert und der kleine Körper mit einem umso größeren Bauch ausgestattet. Viele der Mönche lachten, andere waren über ihren Krügen eingeschlafen. Der Vorsteher hätte an anderen Tagen einen solchen Kommentar mit einem Monat Küchendienst bestrafen müssen, hatte aber andere Dinge im Kopf.

»Spar dir deine Witze Barturiok, die Frau ist verschwunden.«

»Wie, verschwunden. Schwupps, da war sie weg?«, rief ein anderer.

»Nein, ihr Saufköpfe, sie ist aus meinem Zimmer verschwunden, obwohl die Tür verriegelt war. Kann das jemand erklären, oder seid ihr alle zu betrunken, um klar denken zu können? Wir sind noch immer Diener des Einen Gottes, des Gebieters der Erde, des Feuers, des Wassers und der Luft!«, rief Antar, aufgebracht und wegen seiner Brüder sowie der nächtlichen Aufregung gänzlich nüchtern. Eingeschüchtert durch seinen Aufseher wurde der betrunkene Mönch kleinlaut.

»Es tut mir leid, Aufseher, ich verlor mich für einen Moment selbst und entschuldige mich bei dir und bei unserem Gott, dem Allmächtigen.«

Andere Anwesenden taten es ihm gleich, sie sahen die Wut in Antars Augen. »Es sei euch vergeben«, sagte er schließlich. Der Vorsteher hatte andere Sorgen als ein paar betrunkene Brüder, die unangemessene Sprüche von sich gaben. Aber auch nach stundenlangen Diskussionen, wie die unbekannte Frau das Zimmer verlassen haben konnte, und vielen waghalsigen Theorien später, die meist von Barturiok aufgestellt wurden, da er sich schuldig fühlte ob seiner Worte und Antar beweisen wollte, dass er ein ergebener Mönch war, gab es keine Antwort.

Weiterhin waren die Umstände des Verschwindens der Mutter ungewiss und höchst seltsam. Derweil hatten sich die Mönche entschlossen, den Säugling Endrael in ihrem Kloster zu behalten und ihn nach den Lehren ihres Gottes aufzuziehen, jedoch nicht zu einem Mönch auszubilden, da er diese Entscheidung später einmal selbst treffen sollte.

Die Jahre vergingen und Endrael wurde von Tag zu Tag kräftiger, dies lag gewiss auch an der harten Gartenarbeit, die er verrichten musste, jedoch war keiner der anderen Bewohner des Klosters durch Ackerbau so stark geworden. Die Mönche vermuteten, dass sein Vater ein starker Krieger gewesen sein musste. Sein dunkelblondes Haar schoren die Brüder immer wieder kurz, wie es die meisten der Männer als Zeichen ihres Glaubens taten.

An einem Frühlingstag, der besonders fröhlich war, sah Endrael, mittlerweile zwölf Jahre alt, von weitem einen riesigen Mann auf dem Weg zum Kloster reiten. Er arbeitete gerade in seinem eigenen Gemüsegarten, den er allein angelegt hatte und auf den er sehr stolz war. Der Unbekannte schaute kurz zu ihm, der Junge wunderte sich über die Erscheinung des Riesen, der seine braunen Haare kurz geschoren trug und einen Vollbart hatte. Sein warmherziges Gesicht war gezeichnet von kleinen Narben. Endrael schätzte den Mann auf gute vierzig Winter. Dass er ein Krieger war, sah man an dem Langschwert an seiner Seite und dem seltsamen Bogen auf seinem Rücken. Dieser war gräulich-weiß und geschwungen, wie zwei Flügel, die aneinanderklebten und Geschosse auf ihren Flug schickten.

Für einen Augenblick meinte Endrael, den Fremden lächeln zu sehen, als ob er sich freuen würde, ihn zu sehen. Aber Endrael dachte sich nichts dabei, viele Leute waren von seiner Statur beeindruckt, wenn sie den Knaben zum ersten Mal sahen. Für einen so jungen Klosterschüler war er außerordentlich kräftig und athletisch.

Er widmete sich wieder seinen Tomaten und summtte bei der Arbeit ein Lied zu Ehren des Gottes, welches ihm Antar beigebracht hatte, als er noch ein kleines, schwächtiges Kind

gewesen war. Der Vorsteher war immer sehr nett und großzügig gewesen, Endrael sah in ihm seinen besten Freund, nie jedoch so etwas wie einen Vater. Er wusste nicht, wie es sich anfühlte, Eltern zu haben, was ihn aber nie gestört hatte. Jeder Mönch war für ihn ein guter Freund geworden, alle kamen aus verschiedenen Teilen der Welt, was für den Jungen viele Geschichten und viel Wissen über das Land brachte. Er erlebte eine sorglose Kindheit, musste jedoch auch viel arbeiten und konnte kaum spielen, denn er kannte niemanden in seinem Alter und die Brüder hatten auch nicht immer Zeit oder Lust, mit ihm Verstecken zu spielen oder ihn durch den Innenhof zu jagen. Einzig und allein Antar hatte Zeit, wenn es um Schachspielen ging, denn er wollte dem Waisungen so logisches Denken beibringen, welches ihn zusammen mit seinen körperlichen Vorzügen bestens auf alles vorbereitete, was in seinem Leben auf ihn zukommen könnte.

Während er über sein bisheriges Leben nachdachte, sah er den Vorsteher im Eingang des Klosters stehen, der ihn zu sich winkte. »Endrael, würdest du bitte in mein Arbeitszimmer kommen? Das Feld kann warten.«

Antar drehte sich um und ging durch die schwere Holztür zurück in das Kloster. Der Junge wunderte sich, warum er ausgerechnet jetzt hineinkommen sollte. Normalerweise war gerade Zeit für die Predigt vor dem Mittagessen, die Antar hielt, deshalb war das Feld so leer. Das war auch der Grund, warum Endrael nun arbeitete, er genoss die Ruhe und Unge­störtheit abseits des belebten Klosters und der trinkfreudigen Mönche. Er legte sein Werkzeug beiseite und begab sich auf den Weg zum Eingang, kraulte den alten Wachhund Kromo, der angebunden an einem Pfeiler im Schatten schlief, und öffnete die alte Eingangstür.

Das rechteckige Kloster mit dem Innenhof und den vielen Pfeilern, die die Gänge und Zimmer vom Hof trennten und das erste Geschoss stützten, war völlig ruhig. *Scheinbar sind doch alle bei der Predigt*, vermutete Endrael. *Wer sie wohl hält?* Der Weg führte ihn durch das gesamte Kloster zum anderen Ende des Bauwerks, wo sich das Arbeitszimmer des obersten

Bruders befand. Als er eintraf, schritt der große Krieger aus dem Zimmer und schüttelte Antar zum Abschied die Hand. Ohne ein Wort zu sagen, verschwand er Richtung Scheune, wo sein Pferd sich wohl ausruhte und Wasser soff. Wieder aber bemerkte der Junge, dass ihn der Riese für einen Moment anlächelte.

»Mein Junge, tritt ein, wir haben etwas zu besprechen, was gut für dich und schlecht für uns ist.« Antar riss seinen Schützling aus dessen Gedanken.

»Natürlich, Vorsteher, was für eine Neuigkeit ist es denn? Und könnt Ihr mir verraten, wer dieser Krieger war und was er während der Predigt von Euch wollte?«

Der Mönch merkte ihm an, dass er neugierig war und schon vermutete, dass es bei dem Gespräch um ihn ging. »Mein Junge, du warst schon immer sehr aufgeweckt und weiter als alle Kinder, die ich jemals gekannt habe.« Er lächelte und klopfte ihn auf die breiten Schultern, wurde dann jedoch ernst. »Dieser Mann, der gerade hier war und wie du schon festgestellt hast, ein Krieger ist, kannte deine Eltern.«

Endrael klappte der Mund auf. Er hätte niemals damit gerechnet, solch eine Nachricht zu erhalten. Auch wunderte er sich, dass ihn dies so mitnahm, da er nie wirklich über seine Eltern nachgedacht und sie auch nie vermisst hatte. *„Was man nicht kennt, vermisst man auch nicht“*, dachte der Junge. Jetzt aber hatte er die Möglichkeit, etwas von ihnen zu erfahren. »Erzählt mir, was Ihr wisst, Vorsteher. Ich bitte Euch.«

Das war das Einzige, was er nach, wie es ihm vorkam, Minuten des Schweigens hervorbringen konnte. Keine Freude, kein anderes Gefühl außer Neugierde war für ihn möglich.

Der ältere Mönch sah, was in dem Jungen vorging und begann ohne Umschweife zu berichten. »Dieser Mann, sein Name lautet Calansir, erzählte mir Folgendes: Er habe den Auftrag, dich mitzunehmen und zu einem Krieger auszubilden. Einem Kämpfer im Namen der Menschen. Dieser Auftrag stammt von deinem Vater, der zu Lebzeiten ein guter

Freund und Mitstreiter Calansirs gewesen sein soll. Außerdem zeigte er mir dieses Zeichen.«

Antar hielt dem völlig gebanntem Endrael ein Pergament hin, mit einem großen Emblem in der Mitte, das den Jungen an den Bogen des Kriegers erinnerte, geschwungen und wie zwei Flügel mit etlichen Verzierungen und Schriftzeichen, die er noch nie in seinem Leben gesehen hatte. »Dies ist das gleiche Wappen, was ich vor vielen Jahren schon einmal gesehen habe. Auf einem Ring deiner Mutter.«

Der Waise verstand die Welt nicht mehr. »Was hat das alles zu bedeuten, Antar? Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll.«

Der Vorsteher achtete nicht darauf, dass der Junge die Anstandsformalitäten nicht mehr beachtete, sondern legte ihm wieder die Hand auf die Schulter. »Dies bedeutet, dass jemand auf dich wartet, der deine Familie kennt, jemand, der dich ausbilden kann und dir die Welt außerhalb von Camajira zeigen wird. Ich würde dich wirklich gerne hier behalten, aber ich kenne dich, und ich weiß, wie neugierig du bist. Du würdest es dir zwar nicht anmerken lassen, aber du wärst sehr unglücklich, müsstest du nach dieser Neuigkeit weiterhin hier wohnen. Außerdem bin ich nicht dein Vater oder Vormund, ich kann dir nicht befehlen, was du tun musst. Ich kann dir nur sagen, dass jeder in diesem Kloster dich vermissen wird, solltest du uns nun verlassen. Und ich ganz besonders.«

Antar formte mit den Händen ein Viereck, welches die vier Elemente und ihre Einheit durch den Einen verdeutlichen sollte. Endrael konnte nicht anders, als den Vorsteher zu umarmen, dieser schien sichtlich überrascht, drückte ihn seinerseits aber auch und musste sich eine Träne verkneifen.

»Ich danke Euch für alles, was Ihr mir gegeben habt und was Ihr mir beigebracht habt, Vorsteher. Nicht jeder hätte mich damals bei sich aufgenommen und so gut behandelt wie dieses Kloster und seine Priester. Ihr habt das gesagt, was ich gedacht habe: Ich würde auch gern hierbleiben, aber auf einmal muss ich einfach wissen, wer meine Eltern waren und

wer dieser Krieger ist. Wenn ich darüber nachdenke, kommt mir sein Gesicht bekannt vor, aber bestimmt nur, weil ich so aufgeregt bin, etwas über meine Herkunft zu erfahren und das Land zu sehen.«

Er kam gar nicht mehr aus dem Reden heraus. Antar lächelte ihn die ganze Zeit an, hörte aber kaum richtig zu. Seine Gedanken schweiften ab, der Vorsteher wurde nachdenklich. *Also hat Endrael den Krieger schon einmal gesehen. Hoffentlich vergisst er das und erinnert sich nicht, wo und wann. Er braucht es nicht zu erfahren. Noch nicht.*

Kurze Zeit später war Endraels Reisesack gepackt und er begab sich zu der Scheune, wo Calansir auf ihn wartete. Von den anderen Brüdern des Klosters wollte sich der angehende Krieger nicht verabschieden, zu traurig wäre er geworden, wenn er alle seine Freunde kurz vor der Abreise nochmals gesehen hätte. Er würde alles und jeden vermissen, jedoch nicht zu sehr. Er hatte sich nie richtig Zuhause gefühlt, als ob er immer gewusst hatte, dass sein wahrer Platz nicht dort war.

Voller Aufregung stand er nun vor dem Durchgang zur Scheune, es war ihm unmöglich, sich weiter zu bewegen. Er wusste nicht, was er erwarten sollte, was er sagen sollte, was er machen sollte. Ganz unvermittelt trat der hünenhafte Krieger in den Durchgang.

»Guten Tag, Endrael, ich habe bereits auf dich gewartet. Falls du es noch nicht weißt, mein Name ist Calansir.«

Freundlich, aber bestimmt kam er auf den im Vergleich winzigen Jungen zu und reichte ihm die Hand. Vorsichtig nahm dieser sie und schüttelte sie. Allein der Händedruck bereitete dem Klosterjungen Schmerzen.

»Wie kräftig Ihr seid, und wie riesig, Ihr müsst der beste Krieger sein, den unser Land hat« Er kam sich nach dieser Begrüßung dumm vor. »Meister. Verzeiht meine Aussage. Es steht mir nicht zu.«

Endrael verbeugte sich tief. Der Krieger schaute ihn genau an, fing dann lauthals an zu lachen. Verwundert blickte

der Junge ihn an, als er aufgehört hatte zu lachen, erklärte er sich.

»Mein Junge, du bist kein Klosterschüler mehr, oder was immer du hier gemacht hast. Von nun an bist du mein Schüler, dein ernstes Getue kannst du dir für das Schlachtfeld aufheben. Ich habe die Formalitäten immer gehasst. Bei mir kannst du sein, wie du bist.«

Erleichtert atmete der Schüler auf. »Und ich dachte schon, Ihr wärt ein strenger Lehrer. Eure Gesichtszüge sind zwar freundlich, aber Ihr seht sehr gefährlich aus und schaut finster. Das ist mir schon draußen vor dem Kloster aufgefallen, als ich Euch von meinem kleinen Garten aus gesehen habe. Ihr seid aber nicht finster, oder? Und wohin reiten wir? Was werde ich lernen? Woher kennt ihr meine Eltern? Und wie ...«, sprudelte es förmlich aus Endrael heraus.

»Halt, halt, ganz langsam, eins nach dem anderen.« Der Krieger musste erneut lachen. »Du bist mir ja ein kleiner neugieriger Zwerg. Kaum musst du dich nicht mehr an die Regeln deiner Mönchfreunde halten, bist du nur am Quasseln. So nicht!« Er schüttelte gespielt enttäuscht seinen Kopf.

Der Junge wurde knallrot. »Verzeiht, Meister. Ich bin nur neugierig. Das ist auch der Grund, warum ich mit Euch komme. Wenn ich etwas will, muss ich es einfach machen, das war schon immer so.«

»Da habe ich ja Glück gehabt, sonst hätte ich dich aus dem Gotteshaus schleifen müssen.« Calansir musste weiter grinsen. »Du erinnerst mich sehr an deinen Vater. Er war früher genauso wie du.«

»Woher kanntet Ihr ihn, Meister?«

Die Spannung war fast greifbar, er musste alles erfahren. Der riesige Krieger verlor sein Grinsen und wurde merklich nachdenklich.

»Setzen wir uns doch«, meinte er und schritt zu zwei Kisten in der Scheune, auf denen sie Platz nahmen. »Dein Vater und ich, wir wuchsen in Camajira auf, also gar nicht weit von hier. Wir waren Freunde seit unserer Geburt. Unsere Mütter kannten sich und er wohnte bei uns, da sein Vater vor seiner

Geburt verschwunden war und seine Mutter im Stich gelassen hatte. Wir beide waren schon ziemliche Raufbolde, aber unzertrennlich.«

Der Krieger musste wieder lächeln, und es war das gleiche Lächeln, das Endrael bei ihm gesehen hatte, als er ihm zuvor in die Augen gesehen hatte. »Als wir alt genug waren, traten wir der königlichen Armee bei. Du musst wissen, dass wir, seit wir ungefähr in deinem Alter waren, dafür geübt und gearbeitet haben. Fechten mit Holzschwertern, Gewichte heben, Ausdauerläufe, alles, was einen ausgebildeten Soldaten auszeichnet. Denn, wie du sicher weißt, kommt der König ebenfalls aus Camajira, und er war unser Freund. Mein Vater arbeitete als Diener im Palast des damaligen Prinzen, der dort aufgezogen und vorbereitet wurde, eines Tages nach Jerobina zu ziehen und König zu werden.«

Calansir machte immer wieder Pausen, es musste schwer für ihn sein, sich an die vergangenen Tage zu erinnern, ohne traurig zu werden. »Wir versprachen dem heutigen König damals, seine Soldaten zu werden, damit er später nicht alleine sein würde, wenn er sein Amt antreten müsste. Wir waren stets die Jahrgangsbesten, und unser Ruf eilte uns voraus, sodass wir die jüngsten Offiziere wurden, die das Land jemals hatte. Wir befehligten die beiden Kasernen Jerobinas, bevor der Prinz König wurde. Und dort, in Jerobina, traf dein Vater deine Mutter.«

Endrael traf es wie ein Blitz, er fühlte sich komisch in der Magengegend, als der Mann von seinen Eltern gemeinsam sprach. Der Hüne bemerkte es und legte seinen Arm auf dessen Schultern. »Glaub mir, dein Vater musste sich sehr um deine Mutter bemühen. Sie hat es ihm nicht leicht gemacht, sie zu erobern. Deine Mutter arbeitete als Pflegerin bei einem Heiler in der Stadt. Was glaubst du, wie oft sich dein Vater in unnötige Straßenkämpfe geworfen hat, nur um sie zu sehen? Er verbrachte dort mehr Zeit als in seiner Kaserne. Und irgendwann, nachdem er schon fast ein Jahr um sie gekämpft hatte, sagte sie Ja. Nun waren wir drei beste Freunde, und da es damals keine Kriege gab, verbrachten deine Eltern viel Zeit

miteinander.« Plötzlich brach Calansir ab und schaute von dem Jungen weg. »Wir sollten aufbrechen, du hast viel zu lernen und alte Geschichten haben noch keinem Soldaten geholfen, Kämpfe zu gewinnen.«

»Aber ...«, wollte sein neuer Schüler einwerfen, da er mit dem Ende der Erzählung nicht zufrieden war, gerade als sein Interesse an der Geschichte geweckt worden war.

»Kein aber, alles zu seiner Zeit, und die ist noch nicht gekommen.«

Der Soldat wirkte noch immer freundlich, jedoch hörte man an seiner Stimme, dass die Erzählungen vorerst beendet waren und er sich nicht erweichen lassen würde. Calansir trat an sein Pferd, um es für den Ritt vorzubereiten und bedeutete dem Jungen, das Gleiche mit seinem zu machen.

Endrael, vertieft in seine Gedanken über das eben Gehörte, befestigte seinen Reisesack an dem Sattel und führte den jungen Hengst, den er selbst trainiert hatte und der auf den Namen Heno hörte, aus dem Stall. *„Warum will er mir nicht erzählen, was passiert ist? Er muss wissen, warum meine Mutter mich nicht selbst aufziehen wollte. Und wenn sie es nicht konnte? Wenn sie in Gefahr gewesen ist und mich beschützen wollte? Aber er wird es mir noch erzählen ...“*, überlegte der Junge.

»Endrael? Bist du bereit?«

Er hörte seinen Lehrmeister, der bemerkt hatte, dass er in seine Gedanken vertieft war. Jedoch unternahm Calansir nichts dagegen, dass sich der Junge aus dem Kloster weiterhin damit beschäftigte.

»Ja, Meister, wir können los.«

So ritten die beiden davon, als sie an dem Kloster vorbeikamen, winkte der Junge den Mönchen auf den Feldern zum Abschied. Antar stand in der massiven Holztür des Klosters und hob seine Hand, eine Träne rollte sein Gesicht hinunter. Der Waisenjunge würde vermisst werden, das wusste er, und er würde eines Tages zurückkehren, um nach den Brüdern zu sehen und sich zu vergewissern, dass sie sein Stück Feld weiterhin gut bestellten. Erst als die einzelnen Menschen nicht mehr zu erkennen waren und nur noch das Kloster zu sehen

war, hörte Endrael auf zu winken und drehte sich um, den Blick auf die Straße vor sich gerichtet und die Gedanken auf seine kommende Ausbildung fixiert.